

## Darnhagen von Ense und sein Zerwürfnis mit Klemens Brentano.

Als der preußische Diplomat a. D. Karl August Barnhagen von Ense noch lebte, war er einer der angesehensten Schriftsteller Deutschlands. Kein Geringerer als Alexander v. Humboldt schrieb an ihn noch am 7. Februar 1857: „Wenn in Berlin ich etwas lese, was mein literarisches und politisches Interesse anregt, so ist mein erster Gedanke auf Sie gerichtet.“ Es war ein Lob, was der große Gelehrte mit diesen Worten aussprechen wollte; eine ironische Anspielung lag ihm gänzlich fern. Schon bald nach Barnhagens Tod erfuhr jedoch das Urteil der maßgebenden Kreise über ihn eine einschneidende Änderung. Rudolf Haym, der Geschichtsschreiber der Romantik, kommt 1863 in einem langen, für Barnhagen tatsächlich vernichtenden Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern“ zum Schlussergebnis: „An solchen Staatsmännern würde der Staat, an mehreren solchen Schriftstellern die Literatur zu Grunde gehen. Das Talent des Mannes in Ehren, — aber danke es ihm wer wolle, daß er uns Goethe zu einer Manier zu machen gedachte. Möge es auch in Zukunft unter uns viele gleich große Talente, aber nie einen zweiten Barnhagen geben. Es ist genug und zu viel an dem einen.“ Der Historiker Treitschke aber nannte den Literaten Barnhagen rundweg einen „Schwamm, der alle Schmutzbächlein aussog“. Wer heute vorurteilsfrei sowohl das Lebensbild wie die schriftstellerische Tätigkeit des alten Diplomaten betrachtet, wird für Lob und Tadel, die man dieser literarischen Erscheinung im Laufe der Zeit überreichlich spendete, eine Erklärung finden.

Am 21. Februar 1785 in Düsseldorf als der einzige Sohn eines Arztes geboren, wächst der Knabe Karl August Barnhagen ohne Verkehr mit gleichaltrigen Kameraden verwöhnt und einsam auf. Eine geordnete, stramme Erziehung wird ihm nicht zuteil. Von Religion ist kaum die Rede. Sein Vater, ein lauer Katholik und zu allerlei Extravaganzen geneigt, lässt sein Söhnchen als Türken kleiden und freut sich, wenn die Düsseldorfer sich darüber ärgern. Die Mutter ist protestantisch. Eine Tante lebte, wie Barnhagen erzählt, lange Zeit als unglückliche Nonne in einem Kloster, wo sie von ihren Mitschwestern angeblich in romanhaft schauerlicher Weise mishandelt wurde und schließlich halb blödsinnig im Jahre 1814 hochbetagt starb. Der häufige Wechsel des Aufenthaltsortes der Familie bedingt für den Knaben und Jüngling einen ungleichmäßigen Studiengang und verschuldet die altkluge Frühreife sowohl wie den Mangel an gediegener Bildung. Schon als fünfjähriger Junge schwärmt der kleine Karl August nach dem Muster Goethes in Straßburg, der Vaterstadt seiner Mutter, für das dortige Münster. In Berlin besucht er dem Wunsche des Vaters gemäß

um die Wende des Jahrhunderts die erst 1795 gegründete medizinisch-chirurgische Pépinière mit ähnlichem negativem Erfolg wie der jugendliche Schiller die Stuttgarter Karlsschule. Als ihn die pedantische Strenge, die in der Anstalt herrscht, zur Verzweiflung treibt, schneidet er sich den vorschriftsmäßigen Zopf ab, nagelt ihn an die Haustüre und wird Privatlehrer, bevor seine eigene Erziehung auch nur halbwegs vollendet ist. Im Jahre 1799 stirbt der Vater.

In Berlin und von 1804 an in Hamburg, wo er die vielen Lücken seines Wissens durch geordnete Gymnasialstudien auszugleichen sucht, knüpft Barnhagen Beziehungen zu Chamisso und andern jungen Schöngeistern an. Wieder geht viel Zeit mit allerlei Nebenbeschäftigungen verloren, unter denen poetische Versuche die erste Stelle einnehmen. Ein romantisches Musenalmanach wird von dem Freundeskreis herausgegeben und gedeiht trotz scharfer Ablehnung von Seiten der Fachkritik, u. a. auch der tonangebenden „Denischen Literaturzeitung“, bis zum dritten Jahrgang. Die jungen Poeten gelten allgemein als Schüler Friedrich Schlegels. Im April 1806 bezieht der vielerfahrene Jüngling die Universität Halle, wo er sich gleichzeitig als Mediziner und Philolog eischreiben lässt. Doch schon im Herbst bereitet der Krieg zwischen Preußen und Frankreich dem wissenschaftlichen Leben an der Saale vorläufig ein Ende. Auf Befehl Napoleons müssen die Studenten Halle verlassen. Zwar kehren einige von ihnen, darunter auch Barnhagen, bald wieder in aller Stille zurück, und der Unterricht wird von einer Anzahl Professoren vor kleinem Auditorium fortgesetzt; aber zu einer planmäßigen Wiederaufnahme des wissenschaftlichen Betriebes kam es einstweilen noch nicht. Barnhagen hört inzwischen den berühmten Homererklärer Friedrich August Wolf, besucht fleißig die Predigten Schleiermachers, verlehrt mit diesem und dem Kapellmeister Reichardt und schreibt gemeinsam mit dem jungen Dichter Neumann einen kuriosen Erziehungsroman, der Ende 1808 im Druck erschien und Goethes „Meister“ nachgebildet war.

Als das sonderbare Preferenzzeugnis der zwei jungen Poeten das Licht der Öffentlichkeit erblickte, hatte Barnhagen seine Studien bereits abgeschlossen, oder richtiger gesagt, abgebrochen, um sie nie wieder aufzunehmen. Ohne feste Lebensstellung, ohne Beruf, ohne einen bestimmten Plan befand sich der talentvolle, aber unselbständige Schöngeist in einer keineswegs beneidenswerten Lage, als er Ende 1807 die um 14 Jahre ältere jüdische Kulturdame Nahel Levin, Tochter des Kaufmanns Levin Markus, kennen lernte, die auf seine weiteren Geschick einen entscheidenden Einfluss erlangen sollte. Ein reger Verkehr entspann sich in der Folgezeit zwischen den beiden, und es scheint, daß Barnhagen schon im Jahre 1808 förmlich um die Hand dieser gefeierten Kämpferin der Frauen- und Judenemanzipation warb. Nahel drang indes darauf, daß ihr Verehrer sich erst eine sichere Lebensstellung verschaffen sollte. Es folgen nun im Leben des jungen Mannes einige unruhige Wanderjahre. Im Sommer 1809 nimmt er als Kriegsfreiwilliger an der Schlacht bei Wagram gegen Napoleon teil und bleibt auch nach dem Frieden noch längere Zeit in österreichischen Diensten, halb als Militär, halb als Diplomat. Das Jahr 1810 führt ihn im Gefolge des Grafen Bent-

heim nach Paris, wo er das berühmte Fest des Fürsten von Schwarzenberg mitmachte, das mit dem großen Brandungslück in den Gärten der österreichischen Gesandtschaft endigt. Nach dem unglücklichen Feldzug Napoleons gegen Russland vertauscht Barnhagen die österreichischen Spauletten mit den russischen, zieht als Hauptmann unter dem Kosakenobersten Lettenborn nach Hamburg, später mit den Verbündeten nach Paris und erhält im Herbst 1814 auf Verwendung Freiherrn v. Steins eine ehrenvolle Stelle als Diplomat im preußischen Staatsdienst. Am 24. September schließt er seinen Lebensbund mit Rahel.

Beim Wiener Kongress entfaltete Barnhagen nebenher eine reiche literarische Tätigkeit; auf den Gang der Verhandlungen konnte er infolge seiner untergeordneten Stellung keinerlei Einfluß ausüben. Schon im Sommer 1819 war indes seine diplomatische Laufbahn zu Ende: er hatte sich als preußischer Ministerresident in Karlsruhe durch verschiedene anonyme Zeitungsartikel mißbeliebt gemacht, wurde darum vom Kanzler v. Hardenberg zurückberufen und kaltgestellt.

Von da an lebt er nur noch seinen schriftstellerischen Arbeiten, die sich mehr mit der schönen Literatur und der biographischen Porträtmalerei als mit der Politik befassen. Seine anfänglich gemäßigte Goetheverehrung wird durch einen Besuch beim greisen Dichter im Jahre 1817 bis zum schrankenlosen Heroenkult gesteigert. Als ihm der frühzeitige Ruhestand die nötige Muße gewährte, betrachtete er die Verkündigung und Ausbreitung von Goethes Ruhm als seine vornehmste Lebensaufgabe. Heine nannte später den schwärmenden alten Diplomaten im Anschluß an ein Wort des Dichters Novalis den „Statthalter Goethes auf Erden“.

Rahel, die ihrem Gatten in der Ausübung dieses Kults den Weg gewiesen, folgte schon am 7. März 1833 dem gemeinsamen Abgott Goethe im Tode nach. Barnhagen fühlt sich nach dem Hinscheiden der zwei Menschen, die sein Leben am nachhaltigsten beeinflußten, vereinsamt, obwohl es ihm an schmeichelhaften Beziehungen zu Fürsten, Gelehrten, Künstlern und andern hervorragenden Personen keineswegs fehlte. Der stärksten äußerem Stützen beraubt, innerlich ohne Halt, gibt er sich mehr und mehr der Verstimmung über alle staatlichen, kirchlichen und literarischen Verhältnisse hin, begünstigt die jungdeutsche Richtung auf dem Gebiete des schönen Schriftiums und sympathisiert im Jahre 1848 sogar mit den radikalnen Demokraten, deren Ziele früher der vorsichtig sondierende Diplomat und gewandte Günstling der Fürsten eifrig bekämpft hatte. Seine letzten Lebensjahre verbrachte der alternde, kränkliche Mann in Berlin, wo er am 10. Oktober 1858 starb.

Barnhagens Werke sind überaus zahlreich. Nur einige der bedeutendsten seien hier genannt. Die neun Bände „Denkwürdigkeiten“ umfassen seine gehaltvollsten Schriften. Sie erschienen 1834—1854 und gewähren bald in Form einfacher Aufzeichnungen, bald in der strengeren Gestalt abgerundeter Charakteristiken ein Bild deutscher Zustände vom Jahre 1785 bis 1819. Die Berliner und Wiener Romantik, die Schlacht bei Wagram, Paris in der Kaiser-

zeit und das Fest des Fürsten Schwarzenberg in der Seinestadt, die kriegerischen Züge des Kosakenobersten Leitzenborn, der Wiener Kongreß werden hier nach eigener Ansichtung geschildert. Die „Biographischen Denkmale“ (1824 bis 1830) enthalten in fünf Bänden eine größere Anzahl von Lebensbildern berühmter und wenig bekannter Männer. Blücher, der alte Dössauer und der alte Dörflinger kommen hier zu Ehren, aber auch Sonderlinge wie Hans v. Held, König Theodor von Korsika, die selten gewürdigten Dichter Flemming, Caniz, Besser, die Generale Seydlitz, Winterseldt, Schwerin, Reith. Auffallenderweise hatte der Aufklärer Barnhagen eine entschiedene Vorliebe für den katholischen Dichter Angelus Silesius, dessen Schriften er wiederholt mit hohem Lob erwähnt.

Unermüdlich zeigte sich der ehemalige Staatsmann als Sammler und Herausgeber. Schon im Jahre 1823 stellte er einen Oktavband „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden“ aus lobenden Äußerungen von Zeitgenossen über den Dichtersfürsten zusammen. So gerne die Weimarer Exzellenz diese Huldigung sich gefallen ließ, sie ersparte doch dem übereifrigsten Verehrer nicht die ironische Bemerkung, Barnhagen werde gewiß nicht verfehlten, neben diesen „wohlwollenden“ nun auch die „übelwollenden“ Zeitgenossen zu Worte kommen zu lassen. Seiner verstorbenen Frau widmete der Vereinsamte in „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“ (2 Bde, 1834) eine ähnliche, ganz und gar panegyrisch gerichtete Schrift, die sich der Hauptache nach ebenfalls aus Briefen und sonstigen Zeugnissen von befreundeter Seite zusammensezt.

Die eigenen poetischen Versuche Barnhagens wecken heute kaum noch Interesse. In der Form sind die Gedichte durchweg sorgfältig gefeilt und von einer tadellosen Glätte, freilich auch steif und manieriert. Der Inhalt ist fast ausnahmslos düftig. Wirklich dichterische Gedanken, selbständige Bilder und Vergleiche, Tiefe der Empfindung und Schwung der Sprache sucht man hier vergebens. Für die Novellen und Erzählungen liebt der belebte Verfasser die breite, behagliche Erörterung und Reflexion, nicht die eigentliche Schilderung und malerische Ausschmückung; er bevorzugt die indirekte Rede und wählt häufig das abstrakte statt des konkreten Wortes. Den Romanfiguren fehlt das individuelle Element; sie haben weder Blut noch Nerven und sind kaum als Gliederpuppen für vollwertig anzusprechen. Barnhagen schulte sich zwar unablässig an Goethe, aber sein Vorbild ist weder der jugendlich geniale Titane noch der Meister auf der vollen Sonnenhöhe des Strebens, sondern der würdige Geheimrat, den er persönlich kannte, der Greis mit der zaubernden Gedächtniskraft, dem abgezirkelten Wesen und dem fast berüchtigten Altersstil. Gleich Immermann ist Barnhagen von den Romantikern ausgegangen und hat sich später für die Klassiker, vor allem für Goethe begeistert, doch mit dem Unterschied, daß Immermann ein echter, selbständiger Dichter war und blieb, während der Gatte Rahels in der Hauptache von seiner Frau die Gedanken, von Goethe die Form übernahm und diese Anleihen mit ungewöhnlicher Feinfühligkeit zu seinem geistigen Eigentum mache.

In seinen politischen Anschauungen huldigte Barnhagen den Grundsätzen des Liberalismus, die er im Revolutionsjahr 1848 mit denen eines nicht ganz echten Radikalismus vertauschte. Unzählige Angriffe richtet er offen und versteckt gegen die konservative Partei und deren angesehenstes Organ, die „Kreuzzeitung“. Große Ideen, Initiative und Weitblick eigneten ihm auch als Diplomaten und Politiker nicht. Sein preußischer Patriotismus war ehrlich und gut gemeint, erwies sich aber als unduldsam und kleinlich allen gegenüber, die das Universalheilmittel gegen die staatlichen und wirtschaftlichen Schäden Deutschlands nicht im Auflärertum und Liberalismus erblickten.

Eine auffallend unbedeutende Rolle spielt im Leben des sonst so vielseitigen Mannes das religiöse Moment. Schon diese Tatsache würde genügend beweisen, wosfern es dafür heute noch eines Beweises bedürfte, daß er nicht jener tiefe Geist war, für den ihn viele seiner Zeitgenossen gehalten haben. Er selbst spricht sich über seine Aussöhnung von Religion in den „Denkwürdigkeiten“ (II 115 f) einmal etwas wortreicher, aber im Tone der oberflächlichsten Selbstgenügsamkeit aus:

„Ich versäumte diese (Schleiermachers) Vorträge nie, wiewohl mich kein eigentlich religiöses Bedürfnis zu ihnen zog. Ich wünschte keinen Abschnitt meines Lebens, in welchem ich die Innigkeit frommer Empfindungen ganz entbehrt hätte, ein geheimes Erkennen und Verehren der göttlichen Macht und Liebe hatte mich nie verlassen; ich führte meinen Gnadenbrief, um hier so zu sprechen, wenn auch noch so zusammengedrückt und zerknittert, stets bei mir, und er konnte jeden Augenblick wieder entfaltet werden. Allein keine meiner Beziehungen zur Frömmigkeit hatte bis dahin einer Kirche sich wahrhaft verknüpfen können; die protestantische schien den Glauben, mit welchem sie sich noch trug, entbehren zu können, und was dann übrig blieb an guten Lehren und Bildern, pflegte wahrlich trocken und nüchtern genug zu sein. In dem Zwiespalte der Vernünftelai dieser Kirche und des Überglaubens der katholischen schien das religiöse Gebilde völlig entzweit; das Reinsittliche konnte ohne solche Unterlage für sich recht gut bestehen, und die Gottergebenheit war auch aus der Philosophie herzuleiten, womit die vorchristlichen Weisen der Griechen und Römer sich ohnehin hatten behelfen müssen. Die geschichtlichen Gestalten der weltlichen Erscheinungen des Christentums durften am wenigsten anziehen, sie hatten zu der verkündigten Liebe nur allzuoft kein anderes Verhältnis als die Schreckenszeit der französischen Revolution zu den Verhreibungen der Freiheit und Gleichheit, und es war fast allgemein die Ansicht verbreitet, daß alles Hierarchische sich überlebt habe und völlig weichen müsse, während der geistige Hauch und die liebliche Wärme der ursprünglichen Liebe freilich zu ewigem Fortwirken berufen seien.“

Was hier Barnhagen aus seiner Universitätszeit berichtet, gilt auch für sein Mannes- und Greisenalter, nur mit dem Unterschied, daß sich seine Gereiztheit gegen den „Überglauben“, d. h. gegen die katholische Religion und die protestantische Orthodoxie, in späteren Jahren noch steigerte.

Trotz all dieser offenkundigen Schwächen und Mängel seiner Persönlichkeit und seiner Schriften stände Barnhagen vermutlich auch heute noch als typischer

Vertreter des liberalen Literatentums bei einflußreichen Kritikern in Ehren, hätte nicht seine Nichte Ludmilla Ussing aus dem Nachlaß ihres Onkels zahllose indirekte Briefe und Aufzeichnungen veröffentlicht, die hochstehende Persönlichkeiten in der peinlichsten Weise bloßstellten und das Charakterbild Barnhagens selbst in eine recht unglückliche Beleuchtung rückten. Zu diesen unseligen nachgelassenen Schriften gehören die berüchtigten „*Tagbücher*“, die „*Briefe von Alexander v. Humboldt an Barnhagen von Ense*“ und die „*Biographischen Porträts*“. Enthielten schon die früheren Werke des schreiblustigen Diplomaten, vor allem die Memoiren, eine reichliche Menge von Anekdoten, kleinlichen Notizen und unkontrollierbarem Krimskram, zeigte er von jeher seine Helden gern in Schafrock und Pantoffeln, so nimmt nun in den Veröffentlichungen Ludmillas die sorgfältige Aufzeichnung jeglichen Stadt- und Staatsklatsches, aller kleinen und großen Intrigen, der unverbürgtesten Gerüchte und Ehrabschneidungen den breitesten Raum ein. Der gute Ruf eines Alexander v. Humboldt, einer Bettina v. Arnim und anderer berühmten Persönlichkeiten, die Barnhagen ihr Vertrauen rücksichtslos schenkten, hat durch diese unerwarteten Enthüllungen mindestens nicht gewonnen. Noch weniger werden die Spitzen des Staates, die Führer einzelner Parteien, die Vertreter des Adels und der höheren Stände überhaupt geschnont. Selbst vor dem Throne macht die Klatschsucht und die getränkte Eitelkeit des unbefugten Zensors keineswegs Halt, und der Name König Friedrich Wilhelms IV. erscheint hier im unwürdigsten Zusammenhang mit Schilderungen von Hosintrigen und Hochstaplereien der bedenklichsten Art. Um allerwenigsten war mit diesen Publikationen dem Andenken Barnhagens selbst gedient, so reizenden Absatz auch anfänglich diese chronique scandaleuse fand. Die Selbstdgesälligkeit, der kleinliche und unedle Geist, die zunehmende Verärgerung des alternden ehemaligen Staatsdieners schwimmen immer wieder durch, obwohl er gelegentlich auch hier gern als leidenschaftloser, streng objektiver Beurteiler gelten möchte.

Die Herausgabe der nachgelassenen Werke erregte, wie nicht anders zu erwarten war, sofort schärfsten Widerspruch und rief eine ganze Schar von gewichtigen Gegnern auf den Kampfplatz. Ludmillas Versicherung, Barnhagen habe die Herausgabe selbst gewünscht, mache die Sache nur noch schlimmer. In der „*Kreuzzeitung*“, den „*Preußischen Jahrbüchern*“ und andern norddeutschen Organen erschienen Proteste und Erwiderungen, anonym und mit Namen gezeichnet. General v. Hedemann verfocht die Sache Alexanders v. Humboldt; Hermann Grimm verteidigte das Andenken seiner Schwiegermutter Bettina v. Armin, und heute ist die unparteiische Kritik auch in der Lage, den Bruder Bettinas, Clemens Brentano, gegenüber den bewußten Entstellungen in Schutz zu nehmen, mit denen Barnhagen in seinen „*Biographischen Porträts*“ (Leipzig 1871) die Erinnerung an den Frankfurter Romantiker trübte. Ein näheres Eingehen auf das seltsame Verhältnis dieser zwei so gründlich verschiedenen gearteten Männer ist für ihre Beurteilung wertvoll und dürfte insbesondere das bisher gezeichnete Charakterbild Barnhagens im ganzen vollauf bestätigen, in einigen Bügeln noch ergänzen und vertiefen.

Lassen wir zunächst dem biographischen Porträtiisten selbst das Wort. Nachdem Barnhagen in klug berechneten Sätzen von dem zweifelhaften Rufe gesprochen, der dem Romantiker Brentano überall vorausging, indem man über ihn „mancherlei Lustiges und Sonderbares“, „zum Teil so Widersprechendes, daß alles in eine Vorstellung zu bringen oft unmöglich schien“, zu berichten wußte, schildert er die erste Begegnung mit dem wunderlichen Menschen im Tone der gemütlichsten Plauderei:

„Endlich im Sommer 1811, zu Töplitz, trat unerwartet Clemens zu mir ins Zimmer, nannte seinen Namen und sagte, er wolle mich kennen lernen, da er die nächste Zeit in Böhmen und vorzüglich in Prag zu leben denke. Ich empfing ihn aufs beste, er benahm sich äußerst liebenswürdig, seine gute Laune, der Witz und die Schärfe seiner Bemerkungen erhöhten jeden Augenblick mein Wohlgefallen. Als er dessen nun völlig sicher war, regte sich sogleich der Schalk, er wurde spöttisch, bemühte sich empfindliche Stellen zu berühren, drückte diese dann gespieltlich, und da er immer dreister wurde und endlich von einem meiner Freunde Unwürdiges vorbringen wollte — daß er Prügel bekommen zum Beispiel —, mußte ich unwillig gegen ihn auffahren, und wiewohl er gleich wieder einlenkte und das Gesagte zurücknahm, so blieb doch das gute Vernehmen zwischen uns aufgehoben, und ich entließ ihn mit Worten, nach denen ich glauben mußte, ihn nicht wieder zu sehen. Er reiste auch noch desselben Tages ab“ (S. 62 f.).

Barnhagen fährt dann fort zu erzählen, wie Brentano trotzdem wieder mit ihm anknüpft, ihn von neuem festhält und abstoßt, angenehm unterhält und durch taktlose Bemerkungen verletzt, sich entschuldigt, verdemütigt, wegwarf, gleich darauf aber animosend auftritt und namentlich durch sarkastische Bemerkungen dem guten Rufe von Barnhagens Freunden Eintrag tut. So ist der Leser genügend vorbereitet, die tendenziöse Darstellung der schließlichen Katastrophe entgegenzunehmen, die der Freundschaft der beiden ungleichen Männer ein Ende setzen sollte.

„Brentano hatte in Prag zwei Schauspiele zu dichten angefangen, deren Entstehen ich schrittweise mit Anteil gefolgt war, wie denn diese Arbeiten unserem Umgang ein hauptsächliches Band geworden waren; eines dieser Stücke, „Alloys und Smelde“, lag bei mir verwahrt, ich sollte es durchsehen und etwaige Verbesserungen vorschlagen. Nach längerem Wegbleiben, während dessen der Kobold in ihm aber nicht geruht, sondern gegen mich die ärtesten Frevel verübt hatte, kam Brentano eines Morgens und forderte ungestüm sein Manuskript. Er kam mir eben recht, das Maß war voll, ich hielt ihm sein Betragen vor und warnte ihn, dasselbe fortzusetzen; aber das war ihm nur zum Lachen. „Ich sehe“, rief ich endlich ergrimmt, „mit Ihnen muß man anders verfahren, damit Sie Respekt haben“, und legte Hand an ihn. Erschrocken fuhr er zusammen: „Warum schlagen Sie mich?“ rief er, und als er sah, daß die Handlung mehr symbolisch als materiell sei und mit der bloßen Andeutung schon aufhörte, fügte er mit schon beinahe lustigem Eisern hinzu: „Sie werde mein bester Freund, wie Görres; grad wie Sie hat der mir ins Gesicht geschlage!“ Mir war unaussprechlich weh, ich fand mich und ihn häßlich in der Geschichte, ich fühlte Scham und

Reue. Doch eben in diesem Gefühl trat ich zurück und wisch der angebotenen Urmarmung aus. „Nein, Brentano“, versetzte ich, „das bleibt ein ewiger Unterschied zwischen Görres und mir. Ihr bester Freund werde ich nicht; aber ich meine es doch nicht schlecht mit Ihnen. Mir tut es entsetzlich leid, daß dergleichen zwischen uns vors fallen mußte, aber es mußte: Sie müssen die Versicherung haben, daß es dahin kommen kann zwischen uns, und die haben Sie nur, wenn wirklich es dahin gekommen ist. Nun werden Sie sich besinnen, wenn Sie von mir und von Personen reden, die mir wert sind. Übrigens braucht kein Dritter es zu wissen, ich sage es niemandem, schon weil ich mich, glauben Sie es, für mich zu sehr schäme.“ Diese Worte beruhigten ihn vollends, und er forderte nun sein Manuskript. „Das sollen Sie wieder haben“, sagte ich, „aber erst übers Jahr, bis dahin dient es mir zum Pfand Ihrer guten Aufführung.“ Jetzt wieder auf einem Boden, wo er sich nicht fürchtete, nahm er alle sonstige Lebhaftigkeit wieder an und wollte sein Manuskript erbitten, ertrocken, erscherzen. Unter andern stellte er die lächerlichste Besorgnis für mich auf: „Es wird Krieg, Sie gehn ins Feld, Sie sinn e toller Kerl und gehn in alles ‘nein, da werde Sie totgeschossen, — wo krieg ich mei Manuskript wieder?“ Wie sollte man ernsthaft bleiben bei solchen Possen? „Fürchten Sie nichts“, sagte ich; „Sie halten mich für allzu tapfer, ich werde mich nicht so wild in jede Gefahr stürzen, ich werde um Ihres Manuskripts willen am Leben bleiben!“ (S. 70—72.)

Der biographische Porträtmaler fügt dann noch bei, Brentano habe selbst den Vorfall überall ausgeplaudert, weiß auch einige Anelödchen geschickt anzubringen, die geeignet sind, Clemens in der Achtung der Nachwelt herabzusetzen, spielt dann aber schließlich den gänzlich objektiven Berichterstatter, der das leidenschaftlos gezeichnete Charakterbild seines Gegners lediglich zur Bereicherung der allgemeinen Menschenkunde der Öffentlichkeit übergebe, und — die moralische Hinrichtung ist nach allen Regeln einer berechnenden Bosheit an einem Wehrlosen vollzogen.

Um Barnhagens Darstellung richtig zu beurteilen, muß man sich nämlich daran erinnern, daß er sie erst dann für die Veröffentlichung zurechtfrixierte, als Brentano und alle, die ihm nahestanden, längst die Augen für diese Erde geschlossen, und nachdem Bettina v. Arnim aus einem durchaus übel angebrachten Vertrauen dem Feinde ihres Bruders wichtige Dokumente ausgeliefert hatte, die Barnhagens Angaben vermutlich recht einschneidend zu berichtigen geeignet waren. Die ganze Wahrheit über den Vorfall wird man daher wohl nie erfahren, aber glücklicherweise haben sich in neuerer Zeit doch einige Schriftstücke wieder gefunden, die das Verhältnis der beiden in einem völlig andern Lichte erscheinen lassen und uns in den Stand setzen, die absichtlichen Ungenauigkeiten in Barnhagens Bericht an einigen Stellen mit Sicherheit nachzuweisen.

Brentano selbst schildert den Streit unter der durchsichtigen Hülle von Theaterfiguren in der zweiten Fassung seines Dramas „Aloys und Imelde“, die er sofort in Angriff nahm, als ihm Barnhagen die Handschrift der ersten geraubt hatte. Das Stück wurde bekanntlich im Jahre 1912 von Agnes Harnack zum erstenmal veröffentlicht. Der herzlose, jeglicher edleren Regung unfähige, in seinem

Hasse kalt überlegende Comingo ist Barnhagen; der stets zum Vergeben und Vergessen geneigte, nur allzu weiche, deshalb dem rauen Leben nicht gewachsene Edelmann de Lussan ist Brentano. Unter der Madame de Maintenon, die indes ganz im Hintergrund bleibt, birgt sich die Mätterin zwischen den beiden, der Verstandesmensch Rahel. So interessant es wäre, diese Ähnlichkeiten und Hinweise im einzelnen durchzugehen, so kann doch das poetische Bild, das hier der Dichter von dem Erlebnis gibt, für die Beurteilung des tatsächlichen Vorfalls kaum in Betracht kommen. Deutlicher spricht sich Brentano gelegentlich in Briefen an Freunde aus, gibt aber nirgends eine eingehende Darstellung des Vorfalls. An seine Schwester Melina schreibt er unter dem 8. Dezember 1812: „... ich habe nämlich in dem letzten Jahre zwei Trauerspiele mit großem Fleiß ausgearbeitet: das liebste und beste, ja das vorzüglichste, was ich vielleicht je geschrieben oder noch schreiben kann, an dem ich an vier Monate Tag und Nacht mit einem mir sonst unmöglichen Fleiß und Lust gearbeitet, ist mir auf die schändlichste Weise von einem niedrigen Heuchler, den ich für meinen Freund hielt, gestohlen worden. Du kannst Dir meinen Kummer und Jammer denken, so um meine schwere und geliebte Arbeit von vier Monaten zu kommen, die ich jahrelang in der Seele ausgearbeitet hatte, ich wußte mich kaum zu fassen.“ Mindestens ebenso entrüstet wie Brentano äußert sich sein Freund Achim v. Arnim. Er schreibt am 8. September 1812 aus Teplitz an Görres: „Clemens war in außerordentlicher Vorlesetätigkeit, er hat zwei Dramen in aller Wahrheit geschrieben: ‚Comingo‘ und ‚Libussa‘. Das erste ist ihm aber auf eine verfluchte Art in der ersten Bearbeitung gestohlen worden, und die zweite Bearbeitung ist noch nicht geendigt.“

Rahel spielt beim Streit der beiden Männer eine schwankende Rolle. Wollte sie unbeschangen urteilen, so mußte sie Barnhagen unrecht geben, und sie tat es auch wohl. Anderseits hatte Brentano sie durch einen Brief gereizt, dessen genaue Fassung uns zwar nicht bekannt ist, der aber, aus gewissen Äußerungen Rahels zu schließen, Beleidigungen für die Empfängerin enthielt. Wenn es wahr ist, was Barnhagen berichtet, daß Clemens schon beim ersten Zusammentreffen mit ihm die Rahel eine „garstige, zudringliche Büdin“ genannt hat, so läßt sich wohl annehmen, daß der launenhafte Dichter in seinem Briefe an die gefeierte Kulturdame selbst ähnliche Taktlosigkeiten sich zu Schulden kommen ließ. Rahel hatte über ein früheres Schreiben des rücksichtslos offenen Romantikers an ihren Freund Barnhagen sehr anerkennend geurteilt und unter anderem geäußert: „Mich interessiert sein Gemüte so, und mich dünkt, ich kenne es so sehr, daß ich für mein Leben gern wissen möchte, womit Du ihn so getränkt hast. Auch sehr meine Art mich auszudrücken, diese Stelle. Wenn ich ihm doch die heilende Entschuldigung unter Deiner Gestalt hätte machen können!“ Doch nun gerät sie außer sich vor Ärger, nicht bloß über Brentano, sondern fast ebenso sehr über Barnhagen, da er die Absendung des Briefes nicht verhindert hatte: „Du mußt aber komplett die Besinnung verloren haben, daß Du ihn diesen Brief absenden ließest! So pronierst Du mich! und so läßt Du mich beleidigen, wenn einige Hiebe mich schützen können?“

Barnhagen sah in diesem Vorwurf eine Mahnung, daß bisher Versäumte nachzuholen; aber es offenbart seinen heimtückischen Charakter, daß er noch ungefähr zwei Monate lang mit dem nichtsahnenden Dichter freundschaftlich verkehrte, um dann schließlich sich in einer Weise an ihm zu rächen, die viel brutaler war, als von Barnhagen selbst in den „Biographischen Porträts“ zugegeben wird. „Nun noch zwei Worte über Brentano“, schreibt er am 22. Mai 1812 an Rahel. „Ich habe ihm vor vier Wochen zwei gewaltige Ohrfeigen beigebracht. „Sie werden gewiß mein bester Freund“, rief er mit geschwollenem Gesicht und wollte mich umarmen; „mein Freund Görres hat mir gerade so wie Sie ins Gesicht geschlagen.“ Er betrug sich elendiglich, die Ohrfeigen hätte er aber nicht geachtet, wenn ich ihm nicht zugleich sein handschriftliches Trauerspiel „Aloys und Imelde“ konfisziert und als Pfand seiner guten Aufführung zurückbehalten hätte; darüber brach er in den lächerlichsten Jammer aus. Nach einem Jahre kriegt er es wieder, und er fürchtet nur, so gesteht er mir, daß ich in der Zeit totgeschossen werden könnte. Seine Niederträchtigkeit sah er ein und weinte. Er ahndet nicht, daß Du auf ihn erzürnt warst, es ist lediglich meine Sache. Da ich ihm riet, er möchte Prag verlassen, so ist er schleunigst abgereist, damit ihn nicht noch andere prügeln, die solchen Vorsatz geäußert haben. Alle Welt in Wien und Prag ruft Beifall über die Züchtigung.“

Es ist auffallend, daß Barnhagen erst vier Wochen nach dem Vorfall an seine Freundin darüber berichtet. Er möchte ahnen, daß sein Benehmen ihre Billigung nicht finden werde. Besonders interessant und lehrreich bleibt aber die Gegenüberstellung dieser Mitteilungen an Rahel und jener für die Öffentlichkeit bestimmten in den „Biographischen Porträts“, vor allem der Vergleich mit der dortigen Behauptung, daß „die Handlung mehr symbolisch als materiell“ gewesen sei. Diese Gegenüberstellung wäre schon an sich genügend, die Glaubwürdigkeit der Barnhagenschen Aufzeichnungen bedenklich zu erschüttern.

Von Rahel besitzen wir nur eine kurze Äußerung über den für sie offenbar unerquicklichen Vorfall. Bald nach Empfang des Barnhagenschen Briefes antwortet sie verstimmt: „Von der Sache des Clemens mündlich; es ist mir schrecklich leid.“ Sie war offenbar darüber entsezt, daß ihre unbedachten Worte eine so rohe Auslegung gefunden hatten. In den folgenden Jahren unterhält sie sogar einen ziemlich lebhaften Briefwechsel mit Brentano. Doch befriedigt dieser Gedanken-austausch schließlich beide Teile nicht und wird im Herbst 1814 abgebrochen, nachdem Clemens durch ihre Vermittlung von Barnhagen endlich die Handschrift von „Aloys und Imelde“ zurück erhalten hatte. In seiner Korrespondenz spricht der Dichter Rahel gegenüber einmal mit Bitterkeit von seinem unedlen, heimtückischen Gegner, als er aber im März 1829 in Koblenz nach langen Jahren wieder mit Barnhagen zusammentrifft, hat er längst verziehen; der zum Glauben seiner Kindheit zurückgekehrte Romantiker hegt keinen Groll mehr gegen den Beleidiger, und der Abschied klingt friedlich aus.

Agnes Harnack, die in ihrer ausführlichen Einleitung zu „Aloys und Imelde“ in der großen Ausgabe von Brentanos sämtlichen Werken sich eingehend mit dem

Verwürfnis besaß, kommt auf Grund des ihr vorliegenden Materials zu dem Ergebnis: „Vieles und Wichtiges mag Barnhagen vernichtet haben, als er durch die Güte und Gutgläubigkeit Bettinas den Nachlaß A. v. Armins in die Hand bekam; aber das Vorhandene genügt doch, um Barnhagens eigene Darstellung stark und für ihn wenig vorteilhaft zu korrigieren.“ Sie urteilt daher, die größere Schuld liege zweifellos auf Seiten Barnhagens, obgleich man zugeben müsse, daß beide Teile in diesem Streit eine unrühmliche Rolle spielten.

Noch weit schärfer geht Reinhold Steig in seinem Buche „Achim von Armin und Clemens Brentano“ (Bd I aus „Achim von Armin und die ihm nahe ständen“) mit dem ungetreuen Porträtiisten ins Gericht, wenn er S. 295 zu einem nur noch verstümmt erhaltenen Briefe des Frankfurter Dichters vom 10. Dezember 1811 bemerkt:

„Dieses Schreiben Brentanos wie eine Anzahl anderer Briefe weisen mehr oder weniger große Lücken auf, die durch vorsichtiges Ausschneiden einzelner Blätter oder Blätterteile, seltener durch Worttilgung herbeigeführt worden sind. War oben S. 122 die Schilderung des jüdischen Salons der Madame Levin weggeschritten worden, so ist in den aus und nach Prag geschriebenen Briefen alles vernichtet, was über Brentanos damaliges Verhältnis zu Barnhagen und dessen Berliner Kreisen Aufschluß geben könnte. Diese Tat hat Barnhagen selbst begangen, dem Bettina die Papiere ihres Gemahls und Bruders auf Treu und Glauben ausgehändigt hatte. Bettina war unfähig, einen solchen Vertrauensbruch für möglich zu halten. Barnhagen konnte nun um so beruhigter seine Rache an Armin, Bettina und Clemens üben, indem er jene nachgelassenen, biographischen Porträts“ ververtigte, die eine scheinheilige Entstellung der Wahrheit sind. Es wird einmal das Verhalten Barnhagens zu besprechen sein. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß die Prager Briefe Barnhagens an Rahel Levin eine Gehässigkeit gegen Brentano überall verraten. Barnhagen kam nach vielen Jahren die Gelegenheit erwünscht, die Zeugnisse gegen sich und diejenigen, zu denen er gehörte, aus der Welt zu schaffen. Dabei mußte auch natürlich eine Reihe anderer Mitteilungen zugrunde gehen.“

Damit scheidet der einst so überschwenglich bewunderte literarische Porträtiß aus der Reihe der ernst zu nehmenden Biographen aus. Ein Rechtfertigungsversuch von Seiten seiner Gesinnungsgenossen wurde nicht unternommen und erscheint auch angesichts der von Steig beigebrachten Tatsachen ausichtslos. Gewiß bleibt Barnhagen für uns nach wie vor der rührige Sammler und Herausgeber, der talentvolle, seinfühlige Nachahmer auf den verschiedensten Arbeitsgebieten des Geistes, der Meister äußerer Korrektheit, Gläutie und Maßhaltung in Stil und Sprache; aber als Dichter fehlte ihm die Eigenart, als Staatsmann der Weitblick, als Gelehrten die Gewissenhaftigkeit und als Charakter — die sittliche Größe.

Alouis Stöckmann S. J.